

„Seit das Kind schrie / bei den Schafen“ (S. Walter)

Weihnachtsdichtung als theologischer Denkanstoß

„Alle Jahre wieder“ kommt nicht nur das Christuskind, sondern für Lehrerinnen und Lehrer, in der Pastoral Tätige und Predigende das gleiche Problem: die Suche nach guten, unverbrauchten, zugleich stimmungsvollen wie gedanklich herausfordernden Weihnachtstexten. Zu Weihnachten ist ja eigentlich schon alles gesagt, alles geschrieben. Und der Buchmarkt hält vor allem Neuauflagen von längst Bekanntem bereit: rührselig-kitschige Geschichtchen für Kinder; sentimentale Erinnerungen an die frühere Art Weihnachten zu feiern für Ältere, sozialkritisch-entlarvende Erzählungen oder Gedichte für Aufgeklärte. Der Befund jenseits von Kitsch, Klischee und Kommerz, aber auch jenseits der Wiederholung von nur zu gut Bekanntem bleibt oft genug unbefriedigend. **Georg Langenhorst**

Aus den jedes Jahr in großer Zahl auf dem Buchmarkt platzierten Anthologien ragen zwei heraus: *Karl-Josef Kuschel* präsentiert in „Das Weihnachten der Dichter. Große Texte von Thomas Mann bis Reiner Kunze“ (Düsseldorf 2004) wenige, aber literarisch reizvolle Texte und interpretiert sie. Hier kann man sich tatsächlich auf die Suche nach dem Sinn von Weihnachten begeben. *Günter Stolzenberger* stellt in „Das Große Weihnachtsbuch. Erzählungen und Gedichte aus fünf Jahrhunderten“ (Düsseldorf/Zürich 2005) im Gegensatz dazu eine Vielzahl von Texten kommentarlos nebeneinander. Hier bleibt die Interpretation Aufgabe der Lesenden. Gerade aus der unmittelbaren Gegenwart kann man aber überraschende Funde entdecken. Im Folgenden soll ein herausfordernder Text, der bislang in keiner der üblichen Weihnachtsanthologien zu finden ist, näher vorgestellt werden.

SILJA WALTER: LEIDEN UNTER DER „UNZULÄNGLICHKEIT, VON GOTT ZU REDEN“

Das Beispielgedicht stammt von *Silja Walter* (*1919), einer Ausnahmeerscheinung in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Um Person und Gedicht zu verstehen bedarf es einiger Hinweise auf den Hintergrund, den Anlass und die Absicht des Textes. Silja Walters Vater, streng katholisch, war ein erfolgreicher Verleger (Walter-Verlag, Olten/Schweiz), Urtyp des Firmengründers in der industriellen Aufbruchzeit, ein Patriarch, Nationalrat, Offizier, Vater von zehn Kindern. Das jüngste der Geschwister, der einzige Sohn Otto, neun Jahre jünger als die Zweitälteste Silja, wurde Verlags-

Georg Langenhorst

geb. 1962, Prof. für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts an der Universität Erlangen-Nürnberg.

lektor und erfolgreicher Romancier, brach aber völlig mit der Welt, für die sein Vater stand: der Welt des Unternehmertums, der Bürgerlichkeit, des Katholizismus. Sie selbst, Silja, tritt nach akademischer Ausbildung im Alter von 29 Jahren in das Benediktinerinnenkloster Fahr bei Zürich ein, wo sie seit über 50 Jahren in strenger Klausur lebt.

Eine Nonne, die weithin beachtete Lyrik verfasst, Oratorientexte und religiöse Spiele, Erzählungen um den Sinn klösterlich-kontemplativen Lebens in der heutigen Zeit – darin ist sie tatsächlich einzigartig. Für unsere Fragestellung zentral: Im Jahr 1982 führte sie ein Aufsehen erregendes Radio-Gespräch mit ihrem Bruder, aufgezeichnet bei ihr, im Kloster, ein Jahr später veröffentlicht unter dem Titel „Eine Insel finden“. Was für eine Konstellation: Hier sie, die in Klausur lebende Nonne; dort er, der jüngere Bruder, der Religion völlig entfremdet, sozialistisch-politisch engagiert, vom Leben desillusioniert, aber weiterhin kämpferisch im Einsatz für eine bessere Welt. 20 Jahre lang hatten sie einander nicht gesehen. Zwei Welten, zwei unterschiedliche Lebenserfahrungen prallen aufeinander, verbunden durch die erinnerte geschwisterliche Sympathie und die gemeinsame Kindheitserfahrung, die jeder doch völlig anders erlebt und in Erinnerung behalten hat. Die Themen des Gespräches ergeben sich wie von selbst: das Elternhaus, die so eigenständig verlaufenden Lebenslinien, der Sinn des Schreibens, die unterschiedlichen Auffassungen über Religion, das Christentum, die konkret erfahrene Welt des Katholizismus. Seine Erinnerung an das Aufwachsen: „Das Katholische, patriarchalisch natürlich und übermächtig, war für mich, mit all seinen Schuldzuweisungen, eine ständige Bedrohung“ (Walter 1999). Ganz anders die

Schwester: „Für mich ist dieser Bereich völlig selbstverständlich geblieben.“ Trennende Erfahrung mit Religion von Anfang an.

Im Kern des Gespräches aber geht es um die Gottesfrage: Silja Walter will dem Bruder ihre Welt, ihren Glauben, ihren Weg ins Kloster und ihr Leben dort verständlich machen. Doch wie erklärt man religiöse Überzeugungen? Es fallen Worte ehrlichen Ringens und Suchens, die viele in religiöser Vermittlung Tätige nachvollziehen können. Silja Walter gesteht ganz offen: „Ich kann das Absolute nicht beschreiben. Und trotzdem. Trotzdem bemühe ich mich immer wieder, einen Ausdruck dafür zu finden. (...) Ich bemühe mich um das Finden von neuen Bildern, Symbolen. (...) Aber da bleibt trotzdem eine Unzulänglichkeit. Unter dieser Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können, leide ich.“ Vor allem leidet sie darunter, ihm, dem Bruder – mit dem sie über die Begrenzungen der Klausur hinweg „immer besonders nahen Kontakt“ fühlte – ihren Glauben nicht wirklich erklären zu können. Was sie auch sagt, es bleibt ihm letztlich fremd und unverständlich. „Ich sehe ihn nicht, ich sehe diesen Gott nicht“, so *Otto F. Walter* im Gespräch.

Diese Spannung wurde für Silja zum Anlass, neue Gedichte zu verfassen, neue Versuche „das Absolute zu beschreiben“ im Bewusstsein der Unmöglichkeit und Unzulänglichkeit dieses Versuchs. Ihm, ihrem Bruder, will sie ihre Lebensweise und ihre Religion erklären. Wenn es schon nicht im Gespräch möglich war, so doch vielleicht wenigstens im Gedicht. Schon zuvor hatte sie Lyrik verfasst und veröffentlicht. Doch nie so geschlossen formuliert, so konzentriert: 1985 erschien der Gedichtband „Feuertaube“ mit dem Untertitel „Für meinen Bruder“. Ein für Lesende bis heute einzigartiges zeitgeschichtli-

ches und theopoetisches Dokument: der Versuch, dem ungläubigen Bruder ihren Glauben zu erklären. Aus diesem Band stammt das folgende, wie stets bei Silja Walter ohne Titel veröffentlichte Gedicht (Walter 1991, 91):

Abwesenheit ist
dein Wesen
darin finde ich dich
Die Nägel
meiner Sehnsucht
bluten vom Kratzen
an den Eismeer
der Welt
Verkohlt ist die Sucht
meiner Suche
in seiner Kälte
Aber da bist du
darin
seit das Kind schrie
bei den Schafen
und brennst
lichterloh
zu mir

EIN VERSUCH „DAS ABSOLUTE ZU BESCHREIBEN“

Dieses Gebetsgedicht ist ganz dem Versuch gewidmet, Gott zu beschreiben, die Beziehung der Dichterin/Beterin zu Gott. „Abwesenheit ist dein Wesen“ – was für eine Aussage gleich in den ersten Versen: Nur paradoxe Sprachbilder können Gott annäherungsweise genügen. Nur in der Abwesenheit lässt sich Gott finden! Das ist der Versuch, mystischer Erfahrung Sprache zu geben, einer Erfahrung, die buddhistischen Vorstellungen nahe kommt. „Sehnsucht“ wird

beschrieben, „Suche“ wird genannt im Versuch, diese Abwesenheit zu überwinden, sie als Nähe zu erfahren. Umsonst: Das „Kratzen an den Eismeer der Welt“ führt nur zu „blutenden Nägeln“, die Sehnsucht der Suche ist an der „Kälte verkohlt“. Erneut paradox formuliert: „Verkohlen“ deutet eigentlich auf Feuer hin, wird hier aber durch Kälte hervorgerufen. Doch dann die fast verzweifelt formulierte Aussage der Schlussverse: In dieser „Kälte“ der weltlichen Eismeer – ein Bild für die Beziehungskälte der Menschen und die Gleichgültigkeit des Kosmos? – „da bist du darin“.

Doch seit wann ist Gott – das im Gebetsgedicht angerufene „du“ – „in der Welt“? Woher nimmt die Gedichtspracherin allen Erfahrungen der Unzulänglichkeit zum Trotz die Hoffnung, dennoch auf Gott vertrauen zu können? Kein Zufall: Genau hier wird eine biblische Vorstellung eingespielt, schließlich „scheint die Heilige Schrift als Erdboden“ im ganzen Werk von Silja Walter „durch in biblischen Gestalten und Grundsituationen“, so Ulrike Wolitz (28) in einer kenntnisreichen und einfühlsamen Dissertation über Werk und Person. Assoziativ aufgerufen wird das Bild der lukanischen Weihnachtserzählung: „Seit das Kind schrie bei den Schafen“. Kein pastorales Idyll, keine verniedlichende Krippenszenarie – Inkarnations-Christologie gibt den theologischen Hintergrund an: Gott ist *in* dieser Welt, „darin“, seit und durch die Menschwerdung Jesu Christi.

Wichtig für die Bestimmung der Beziehung Gott – Mensch wird dabei ein eigengeprägtes Bild der Dichterin: Seit Weihnachten brennt Gott „lichterloh zu mir“, heißt es am Ende des Gedichttextes. Hintergrund dieses Schlussbildes ist das im gesamten Gedichtzyklus immer wieder aufgerufene Bild der „Feuertaube“, des

Geistes, der – laut westlichem Credo – „vom Vater und vom Sohn ausgeht“. In diesem Bild mischen sich die biblischen Bilder für den Geist von Taube (etwa in Mk 1,10) und Feuerzungen (etwa Apg 2,3) zu einer eigenen dichten Metapher.

Dabei formuliert die Dichterin erneut in paradoxalen Bildern: Die Sehnsucht der Gottsuche ist einerseits „verkohlt“ in der Kälte der Eismeer. Aber gegen diese Verkohlung brennt Gott ihr andererseits selbst in seinem Geist lichterloh entgegen. Wird die eine Verkohlung die andere aufheben? Wird die verzweifelte und ergebnislose Suchbewegung der Beterin durch das Entgegenkommen der „Feuertaube“ aufgefangen? Das „Finden von neuen Bildern, Symbolen“, das Silja Walter im Radio-Gespräch erwähnte, führt zu paradoxen Bildern, zu Symbolen, die weniger Erfüllung und Frieden ausdrücken, als vielmehr Zerstörung, vollständiges Erfasst-Sein und Verändert-Werden. Das Schicksal der in diesem Gedicht mit solchen Bildern beschworenen Gottesehnsucht bleibt offen. Doch wenn es einen Grund gibt, an den Abwesend-Wesenden zu glauben, dann aufgrund der im Weihnachtsbild aufgerufenen Inkarnation.

EIN WEIHNACHTSGEDICHT ALS GEBETSSCHULE

Silja Walters Gedicht – gelesen vor dem Hintergrund seiner Geschichte – ist ein Versuch, nicht nur über das Reden zu und von Gott nachzudenken, sondern es im Gebet selbst zu gestalten. In einem solchen Versuch mischen sich die Grundfunktionen religiöser Rede: *Lehre* – da sind die Anspielungen auf die Geburtsgeschichte, da ist die Erfahrung der Abwesenheit und

darin verborgenen Anwesenheit Gottes, da sind die Hinweise auf den Geist; *Verkündigung* – da wird dieses Gebetsgedicht geschrieben, um dem Bruder (und den Lesenden?) den ihm fremd gewordenen Glauben verständlich zu machen und wieder nahe zu bringen; *Gebet* – da ist dieser Text durch seine Du-Anrede ein erregendes spirituelles Zeugnis von Suche, Zweifel und Gewissheit; *Bekennen* – da ist das Gedicht nicht zuletzt ein schutzloses Tragen des eigenen Glaubens vor Gott, vor den zweifelnden Bruder, vor die Lesenden. Im Meditieren und Nachdenken dieses Gedichtes kann so ein ungewöhnlicher Bereich religiöser Sprachschule besritten werden. In dieser religiösen Sprachschule kommt dem in der biblischen Weihnachtslegende verborgene Gedanken der Inkarnation eine unverzichtbare Funktion zu: als Grundlage des Glaubens, als Bereitsteller von Bildern für das Undarstellbare, als Anregung, sich dem Unnennbaren doch immer wieder neu anzunähern. ■

LITERATUR

- Garhammer, Erich u. Langenhorst, Georg (Hrsg.), Schreiben ist Tönerweckung. Theologie und Literatur, Würzburg 2005.
- Langenhorst, Georg, Weihnachten literarisch, in: Stimmen der Zeit, Heft 12/2005.
- , Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2003, S. 212ff.
- Walter, Silja, Die Fähre legt sich hin am Strand. Ein Lesebuch, hrsg. von Klara Obermüller, Zürich/Hamburg 1999, S. 127–164.
- , Gesamtausgabe, Bd. 8: Lyrik Freiburg/CH 2003.
- Wolitz, Ulrike, Der neue Mensch. Theologische Grundlinien im Werk Silja Walters, Freiburg/CH 1998, S. 28.